

Geisterschloss Dohlenstein

Abenteuer eines
flüchtigen Pariser Studenten



Eine Geister- und Räubergeschichte
Um 1860 niedergeschrieben

Geisterschloss Dohlenstein

Abenteuer eines flüchtigen Pariser Studenten

Eine Geister- und Räubergeschichte

Um 1860 niedergeschrieben

www.geisterspiegel.de

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Kapitel 1

Die Flucht

Theodor, ein munterer und aufgeweckter Kopf, welcher damals auf der Universität in Paris seine Studien machte, hatte das Pech, sich mit dem Sohn einer vornehmen Familie zu schlagen, und diesen im Duell tödlich zu verwunden. Theodor, welcher wohl überlegte, dass er nicht länger in einem Land bleiben könne, in dem er jeden Augenblick Gefahr laufe, von den Häschern ergriffen und sein Leben verlieren könnte, wusste nichts Eiligeres zu tun, als unverzüglich die Flucht zu ergreifen, um möglichst sein Dörfchen zu erreichen, welches am Rhein lag. Als Bauer verkleidet, einen Stock in der Hand, hatte er bereits eine Strecke von 40 Stunden größtenteils zur Nachtzeit zurückgelegt. Da kam er am fünften Tage in einen sehr großen Wald. Bereits drei Tage irrte er in diesem herum. Die Straße getraute er sich nicht zu benutzen, und so kam er oft wieder an denselben Ort, von wo er in das Waldstück gegangen war. Die wenigen Nahrungsmittel, mit denen er sich eingedeckt hatte, waren erschöpft. Der Himmel bedeckte sich mit dicken schwarzen Wolken, ein Nordwind brauste auf, und die hereinbrechende Nacht gönnte dem Bedrängten keinen Lichtstrahl, der ihm das Auffinden einer Felsenhöhle möglich machte, um sich vor dem furchtbaren Wetter zu schützen. Nach dem Sturm folgte ein mattes nebliges Licht, nur zuweilen erleuchtete ein Blitz den Weg. Schon verkündeten starke Tropfen Wasser einen nahen reichen Regenguss. Da bemerkte er ein mattes Licht, das in einiger Entfernung zwischen den Bäumen leuchtete. Alle seine Leiden, alle seine Furcht schwanden in diesem Augenblick. Er schlug seinen

Weg in diese Richtung ein. Bei jedem Schritte strauchelte sein Fuß an Baumwurzeln und in der dicht verwachsenen Heide, oft verlor er das Licht aus seinen Augen und fand es dann von Neuem wieder. Er kam zu einer Hütte, welche große und dicht aneinander stehende Bäume allen Blicken von außen entzogen. Der Regen hatte unterdes angefangen, in Strömen vom Himmel zu fallen. Kräftig klopfte Theodor beherzt an die Tür.

»Schon da!«, rief eine kreischende Stimme. »Heute ist die Arbeit von kurzer Dauer gewesen. Oder solltest du das schlechte Wetter gescheut haben?«

Bei diesen Worten öffnete eine Frau die Tür und war darüber sehr erstaunt, vor dieser einen Mensch vorzufinden, den sie nicht erwartet hatte.

»Was wollen Sie hier?«, sagte sie.

»Meine Liebe, Ihr seht, welch ein furchtbares Wetter hier draußen ist. Seit drei Tagen irre ich in diesem Wald, ohne dass ich einen Ausweg finden kann. Gestattet mir nur ein Nachtlager und gebt mir etwas zu essen.«

Als er sah, dass sie Anstalten machte, ihn aufzunehmen, fügte er hinzu: »Übrigens, seid ohne Sorgen, ich bin imstande, Euch jeden geringen Dienst, den Ihr mir leisten werdet, zu bezahlen.«

»O! Verzeihen Sie, dass ich Vorsicht walten ließ, bevor ich Sie hereinlassen gedachte. Bedenken Sie doch, dass man sich in dieser Wildnis nicht jedem anvertrauen darf, der kommt und anpocht. Man sieht sich doch von dem Wenigen, was man hat, nicht gern beraubt.«

»Beruhigt Euch, meine Liebe, ich bin nicht imstande, Euch das geringste Leid anzutun. Vielmehr bin ich froh, wenn man mich in Ruhe lässt.«

»Sie führen doch einige Waffen versteckt bei sich?«

»Nein! Noch einmal gebe ich Euch die Versicherung, dass ich in der friedfertigsten Absicht diese Schwelle betrete.«

»Nun dann, so treten Sie ein. Ich will Sie bewirten, so gut ich kann.«

»Ihr sollt keinen Undank dafür von mir ernten.«

Bei diesen Worten führte ihn die Wirtin in ein ziemlich geräumiges Zimmer, das recht ordentlich eingerichtet war und zugleich als Küche und Schlafgemach diente. Der Fremde wurde mit einem Stück schwarzem Brot, einem Krug Wein und einem Rest Hasenbraten bedient. Nachdem er seinen Hunger ein wenig gestillt hatte, dachte er daran, seine Wirtin einmal genauer zu betrachten. Diese stand vor dem Tisch und schien ihn schon geraume Zeit mit scharfen Augen betrachtet zu haben.

Sie müsste ungefähr 45 Jahre alt zu sein. Eine blasse Gesichtsfarbe, trübe und tief liegende Augen gaben ihr ein finsternes Ansehen, was den Betrachter sehr zurückschreckte. Dabei war sie von großem Wuchs und einem starken Körperbau. Er sammelte sich bald und fragte, ob sie diese Hütte allein bewohne.

»Ich lebe hier mit meinem Mann, der ein Köhler ist. Diese Waldungen, die nur einige Meilen vom deutschen Gebiet entfernt liegen, gehören dem Marquis von Villaflor, von dem Antonio - dies ist der Name meines Mannes - für einige kleine ihm geleistete Dienste die Erlaubnis erhielt, diese Wohnung zu bauen und in der Umgebung sein Gewerbe zu betreiben.

Diese einfache Bewandtnis beruhigte den Studenten. Er schämte sich über seinen Argwohn, den er gegen sie geschöpft hatte, und bat sie, ob sie nicht ein Bett für ihn habe,

in dem er sich von seinen Anstrengungen erholen und bis zum nächsten Tag das schöne Wetter abwarten könne.

»Ich habe oben ein Zimmer, welches vormals meinem Sohn als Schlafgemach diente.

Der gute Junge! Er hatte das Pech, als er mit seinem Vater vor einigen Monaten im Walde arbeitete, sein Leben zu verlieren.«

»Mein Gott! Wie kam das denn?«

»Ach! Ersparen Sie mir diese Erinnerung daran, sie würde nur meinen Schmerz erneuern. Sie sind mit dem Essen fertig, darum gehen Sie nach oben in Ihr Zimmer! Sie werden das Bett neu überzogen vorfinden. Ach! Am Tag, an welchem der arme Junge sterben musste, verrichtete ich dies Geschäft auch.«

Der Student nahm eine Lampe, die ihm seine Wirtin anbot, sagte dieser eine gute Nacht und stieg eine kleine Treppe hinauf, an deren Ende er zwei Türen fand, von denen die eine zu einem kleinen Fruchtboden, die andere aber zu der Kammer führte, in der er sein Nachtlager aufschlagen sollte.

Nachdem er seine Tür sorgfältig verschlossen hatte, war er im Begriff, zu Bett zu gehen. Auf einmal befiel ihn eine plötzliche Unruhe, und er beschloss, sich vor Ankunft seines Wirtes nicht schlafen zu legen. Das, was seine Fantasie noch mehr mit schwarzen Bildern umstrickte, war, dass vor dem einzigen Fenster des Zimmers dichte starke Eisenstangen befestigt waren, wodurch ihm notfalls jeder Ausweg zu einer Flucht versperrt blieb. Ihm ward bange, und er entschloss sich, der Frau sein Abendessen reichlich zu bezahlen und sich dann von Neuem dem ungestümen Wetter auszusetzen. Schon wollte er diesen Entschluss ausführen.

Er hatte bereits die Tür leise geöffnet und war im Begriff, die Treppe hinabzusteigen. Da hörte er es plötzlich heftig an die Haustür pochen. Er blies schnell sein Licht aus und verharrte auf der obersten Stufe der Treppe.

»Ah! Diesmal ist er es,« sagte die Frau hocheifrig für und öffnete die Tür.

»Tod und Teufel«, schrie ein Mensch, der sogleich eintrat, »welch abscheuliches Wetter! Fünf lange Stunden saß ich auf dem Anstand, zwei Stunden habe ich einen schrecklichen Sturm und ein fürchterliches Donner- und Hagelwetter aushalten müssen und kein Spitzbube von Reisenden lässt sich sehen!«

»So bin ich doch erfolgreicher gewesen als du. Das Fischchen ist von selbst in die Reuse gelaufen.«

»Wie das?«

»Ein junger Mensch, als Bauer gekleidet, aber mit gefüllter Börse, da müsste ich mich schlecht darauf verstehen, wenn da keine Verkleidung dahinter steckte. Er sagte mir, dass er sein Nachtlager gut bezahlen wolle. Oh, gewiss, das soll er. Der hat die Taschen voll.«

»Still doch! Sei nicht so unvorsichtig!«

»O, er schläft. Er war sehr müde, und ich habe ihn sorgfältig die Kammer verschließen hören, aber ...«

Die Wirtin redete ganz sanft, ihr Mann tat ein Gleiches, und Theodor konnte nur noch ein bedeutungsvolles leises Geflüster vernehmen.

Was konnte er nur tun? Er war ganz ohne Waffen, selbst seinen Stock hatte er unten in der Stube stehen lassen. Ohne Geräusch trat er in seine Kammer zurück, schloss die Tür ab, ging zum Bett, nahm die Matratzen heraus und bewaffnete sich mit einem Stück Holz für jeden möglichen

Zufall.

In dieser schrecklichen Erwartung verstrich wohl eine volle Stunde. Das Gespräch der beiden Eheleute verstummte, und Theodor fing selbst an, dies zu seinen Gunsten zu deuten. Da hörte er plötzlich ein Geräusch, das sich an der Mauer, dem Bette gegenüber vernehmen ließ. Sogleich postierte er sich unweit des Fensters, wo das Geräusch am stärksten war. Zu seinem großen Erstaunen sah er, dass sich dort eine Falltür öffnete, die er zuvor nicht bemerkt hatte. Eine Leiter, die man in das untere Zimmer gestellt hatte, führte nach oben. Unten an der Leiter stand eine Lampe, die nur ein ganz mattes Licht in das obere Zimmer warf. Auf der Leiter, sich mit dem Oberkörper durch die Falltür hindurchzwängend, stand der Köhler mit einem breiten Jagdmesser in der Hand und wollte heimlich eindringen. Da sah der junge Mann seine Zeit gekommen, fasste mit beiden Händen das aus dem Bett entnommene Stück Holz und versetzte damit dem Einsteigenden einen so heftigen Schlag, dass dieser zurückstürzte und durch seinen Sturz die unten stehende Lampe auslöschte.

»Alles schon erledigt?«, rief das Weib und näherte sich tappend der Leiter. „Du hast ihn sicherlich nicht verfehlt, und zu dem werde ich nicht verfehlen, ihm den Rest zu geben.« Bei diesen Worten versetzte sie dem Leichnam mehrere Dolchstiche.

»Warum kommst du denn nicht herunter«, sprach sie weiter, »oder währt dir die Zeit zu lange, um zu sehen, wie hoch sich die Beute beläuft? Warte, ich will die Lampe wieder zünden.«

Inzwischen hatte sich Theodor des Jagdmessers bemächtigt, das beim Sturz seines Feindes aus dessen Hand gefal-

len war. Er legte schnell seine hölzerne Waffe weg, weil ihm diese unnütz schien. Nach kurzem Überlegen, ob er die Leiter oder Treppe hinabsteigen sollte, entschloss er sich, den letzteren ihm sichereren Weg einzuschlagen, und erschien gerade in dem Augenblick in der Stube, wo die Frau das Licht wieder angezündet hatte. Bei einem Geräusch, das er zu verursachen nicht umgehen konnte, drehte sie sich um. Mit Entsetzen erblickte sie den, den sie ermordet glaubte. Schnell griff sie ein Paar am nahen Kamin hängende Pistolen und drückte eine davon auf ihn ab. Aber der Schreck hatte sich ihrer so bemächtigt, dass sie ihr Ziel verfehlte und die Kugel in das Treppengeländer einschlug. Der Student ließ ihr keine Zeit, die zweite Pistole abzufeuern, sondern gab ihr einen starken Schlag auf die linke Hand, dass sie die Waffe zu Boden fallen ließ. Die Furie wollte sich auf ihr Opfer werfen. Aber er drehte die Spitze seines Messers ihr zu und streckte sie zu seinen Füßen.

Entsetzen ergriff den jungen Studenten in dieser Mördergrube. In stetem Lauf suchte er sich schnell vom Ort des Verbrechens zu entfernen. Das Wetter hatte sich etwas beruhigt. Ein Bauer, der ihm begegnete, begleitete ihn bis an das Ende des Waldes. Nachdem er diesen dafür belohnt hatte, eilte er mit schnellen Schritten der nur noch wenige Meilen entfernten Grenze zu.

Glücklich gelang es Theodor, die jenseitige Grenze unbeschadet zu erreichen. Man kann sich sicherlich vorstellen, wie sehr seine zusammengepresste und geängstigte Brust wieder frei aufatmen konnte. Das Erste, was er tat, war, dass er auf seine Knie niedersank und Gott für seine Rettung auf das Innigste dankte.

Nachdem er durch Erkundigungen erfuhr, dass seine

Heimat noch ungefähr 12 Meilen entfernt sei, raffte er von Neuem alle seine Kräfte zusammen, um diesen Weg in kürzester Zeit zurückzulegen, zumal seine Barschaft nicht so glänzend war, wie es sich die Alte vorgestellt hatte und bereits bis auf wenige Taler zusammengeschmolzen war.

Kapitel 2

Die Ankunft in der Heimat

Nach fahriger Abwesenheit kehrte der junge Theodor zu seiner Familie in Largen am Ufer des Rheins zurück, wo er sich nach etlichen Tagen von seinen Strapazen allmählich erholte.

»Wie groß er geworden ist«, rief man, wenn man ihn sah, »und wie hübsch ist er jetzt im Vergleich zu früher!«

»Ei! Sechs Jahre vermögen einen jungen Menschen zu verändern! Ihr findet, dass ich zugenommen habe, nicht wahr? Nun! Aber das steht nicht im Vergleich mit dem, was ich an Geist gewonnen habe. Ich komme von Paris. In diesem einzigen Wort liegt alles, was ich Euch nur sagen kann.«

Der Sonntag kam. Theodor, noch eingedenk der Freuden seiner Kindheit, schlug vor, nachmittags ein Tänzchen im Schlosshof zu veranstalten.

»Man geht nicht mehr dahin, mein Sohn«, wendete seine Mutter traurig ein, »seit dem Aussterben der edlen Familie von Dohlenstein ist das Schloss öde und verlassen.«

»Ei, das weiß ich ja, liebe Mutter. Es sind zwölf Jahre her, dass der letzte männliche Zweig dieses Stammes starb. Und seitdem ist das Schloss nicht mehr bewohnt, jedoch haben

wir stets auf dem großen Hof getanzt, ausgenommen im Trauerjahr. Ich kenne die Geschichte vom Anfang bis zum Ende.«

»Ich weiß aber auch, lieber Sohn, dass, um darin tanzen zu können, man erst hineinkommen muss, und das ist jetzt nicht mehr möglich.«

»Wie? Man hat das Gitter vielleicht verschlossen?«

»O nein! Alles steht noch offen, wie zu deiner Zeit.«

»Und man kann nicht mehr hinein?«

»Ach! Nein.«

»Hat man denn Wachen aufgestellt?«

»Nein, nein, und noch einmal nein!«

»Ei, das ist ja drollig! Und was hindert einem denn nun, dass man nicht hineingeht?«

»Geister, mein Sohn.«

»Ha! Ha! Ha! Gibt es denn hierzulande noch Geister?«

»Gewiss. O, das ist eine entsetzliche Geschichte. Man sagt, dass vor beinahe fünfhundert Jahren zwei Brüder und eine Schwester darin lebten, die noch jetzt alle Nächte einen fürchterlichen Lärm darin machen. Die Schwester hatte den Brüdern eine strafbare Liebe eingeflößt. Beide Brüder, von furchtbarer Eifersucht geplagt, schlugen sich auf dem großen Hof.«

»Wo wir so vergnügt getanzt haben?«

»Ja, mein Sohn. Die Schwester lief herbei, um sie auseinander zu bringen, als sie sich gegenseitig verletzt hatten. Aber von Wut entflammt, sich einer dem anderen den Todesstoß zu versetzen, durchbohrten sie die Schwester mit ihren Schwertern, und sie sank tot zu Boden. Von Schmerz und Mitleid erweicht, legte sich ihre Wut, und man fand sie beide tot zu Füßen ihres Opfers.«

»Das ist in der Tat traurig.«

»Nun, und diese kommen jetzt zurück. Sie steigen aus dem Keller, wo man sie begraben hatte, empor, und durchwandern alle Zimmer des Schlosses. Ihnen voran gehen flammende Lichter, von niemandem getragen. Zuweilen gehen sie so bis zum großen Hof, wo sie ihren blutigen Kampf unter schrecklichem Getöse von Neuem beginnen.«

»Und hast du denn das gesehen, Mutter?«

»Ich selbst nicht, aber Peter Biedermann und andere, welche sich darüber sehr erschreckt haben.«

»Das kommt daher, weil diese guten Leute nie aus ihrem Dorf herausgekommen sind.«

»Wie, mein Sohn?«

»Ja, Mutter! Wärest du wie ich bei einem Buchhändler wie mein Onkel in Paris sechs Jahre lang aus- und eingegangen, so würdest du an solche Späßchen nicht mehr glauben.«

»Ach! Barmherzigkeit! Wie, du glaubst nicht, dass die Toten wiederkehren?«

»Nein, liebe Mutter! Und ich werde es nie glauben. Könntest du mir aber wohl die Ursache sagen, warum diese Geister, die seit fünfhundert Jahren nichts von sich hören ließen, erst seitdem ich in Paris bin, wiederkehren?«

»Du kannst ja nicht wissen, guter Sohn, ob sie nicht früher bereits da gewesen sind und ihr jetziges Erscheinen ein Zeichen des Himmels ist.«

»O liebe Mutter, es gibt keine Zeichen des Himmels mehr, und ich kann nicht anders glauben, als dass Biedermann und die anderen entweder Betrüger oder Dummköpfe sind.«

»Ei! Ei! Bin ich auch ein Dummkopf, wenn ich dir sage, dass ich schon einige Male mit eigenen Augen die großen

feurigen Buchstaben an der Mauer gelesen habe? ›Wehe den Bewohnern des Dorfes, wenn sie durch ihre verfluchten Tänze den Frieden der Toten ferner stören!«

»Das hast du selbst gesehen, liebe Mutter?«

»Ja, ich selbst!«

»Nun, dann muss ich's ja schon glauben.«

»Ach! Ich wusste wohl ...«

»Damit will ich nicht sagen, dass ich an Gespenster glaube, sondern bloß, dass ich glaube, dass die Schrift wirklich da gewesen sei.«

»Sie ist noch da, und zwar zeigt sie sich besonders an Vorabenden von hohen Festtagen. Und sage mir nur, du Freigeist, wer soll sie hingestellt haben ohne des Himmels Geheiß? Morgen ist wieder ein solcher Abend, an dem sich schon einige Male diese Warnschrift sehen ließ. Da kannst du dich mit eigenen Augen überzeugen, du loser Freigeist!«

»Schurken!«

»Mit feurigen Buchstaben auf Stein?«

»Nichts leichter als das, nämlich mit Phosphor. O, das weißt du nicht, liebe Mutter. In den Büchern meines Oheims habe ich noch ganz andere Dinge gefunden, ohne dass man deshalb an Geister glauben muss. Das sind böse Menschen, die sich über diese Albernheiten lustig machen, welche jedoch gewöhnlich genug sind, als dass man nicht hinter diese Spitzbüberei kommen könnte. Lass du mich nur machen. Sage mir, wo sich unsere jungen Burschen und Mädchen versammeln. Ich will sie morgen auf ihren alten Tanzplatz führen.«

Theodors Mutter nannte ihm tags darauf eine kleine Wiese am Eingang des Dorfes, zu der er kurze Zeit später ging.

Aber man machte es ihm nicht leicht, gute Gründe für sein Vorhaben anzuführen. Niemand hörte ihm zu, und er verschwendete seine Überredungsgabe.

»Wohlan!«, sagte er. »Ihr wollt nicht mitgehen, so gehe ich allein hin. Ich werde nicht nur im Hof tanzen, sondern werde auch in die oberen Zimmer gehen und darin die Nacht hindurch bleiben. Morgen will ich euch dann über alles berichten.«

Jedermann bewunderte seinen Entschluss, doch niemand war geneigt, ihm zu folgen. Außer einem Menschen namens Niklas, der seit zwei Jahren bei einem als Mieter wohnte und sich für einen alten Soldaten ausgegeben hatte. Im ganzen Dorf aber war er unter dem Namen *Veteran* bekannt. Er bot sich an, den jungen Theodor zu begleiten, was dieser jedoch aus Trotz ablehnte.

»So nimm wenigstens dieses Paar Pistolen«, sagte er, »ich habe sie von meinen Feldzügen mitgebracht. Ich habe noch zwei oder drei Patronen, mit denen du sie laden kannst. Und wenn die Geister dann Händel mit dir anfangen wollen, so wirst du sie schon zur Ruhe bringen.«

Diesen Vorschlag nahm Theodor dankbar an. Er ging mit dem Veteranen zum nahe gelegenen Pachtgut, wo dieser ein Kämmerchen hatte, lud selbst die Pistolen und ging danach zur Wiese zurück, wo sich die erstaunten Burschen und Mädchen nicht genug über seinen Mut wundern konnten. Als die Nacht nahte, schlug er, mit seinen Waffen, einer Laterne und einem Feuerzeug versehen, seinen Weg zum verlassenen Schloss ein. Einige Bauern begleiteten ihn bis an das äußere Gitter und machten ihn auf die Inschrift aufmerksam, die bereits einen matten Schimmer durch das Halbdunkel warf. Dieser Anblick, der Theodor nur noch

mehr in seiner Ansicht wegen des Phosphors bestärkte, bestimmte ihn, auf jeden Fall im Schloss zu übernachten. Er hörte auf keine der Vorstellungen seiner Freunde und ging mutig über die Brücke des Walles, nachdem ihm jene traurig einen guten Abend gewünscht hatten.

Während er seinem Versprechen gemäß auf dem Hof tanzte, kamen sein Vater, seine Mutter, Oheime, Tanten, Brüder und Schwestern, welche man von seinem Entschluss benachrichtigt hatte, und baten ihn inständig, dass er nach Hause gehen möge.

»Theodor!«, sagten sie zu ihm. »Komm zurück. Es zweifelt ja niemand an deinem Mut. Komm zurück! Du hast dein Versprechen erfüllt, da du auf dem Hof tanztest.«

»O nein! Ich muss noch im Schloss übernachten. Aber zuvor will ich Euch noch zeigen, dass diese Buchstaben, vor denen Ihr so große Furcht habt, aus Phosphor sind.«

Er fand im Hof eine lange Stange, rieb damit an der Schrift. Der Phosphor setzte sich an die Stange, ohne dass deshalb die Schrift erloschen wäre. Theodor legte die Stange ab, strich mit seinen Fingern über die scheinbar brennende Spitze, und der Phosphor blieb an seiner Hand haften.

»Seht ihr?«, sprach er, »das Feuer brennt nicht, es ist die Nacht, welche es so glänzend macht.«

»Gut, mein Sohn, ich will es glauben. Aber komm doch nun heraus und stürze dich nicht in dein eigenes Unglück!«

Der junge Mann wurde dadurch nicht erschüttert. Alle zogen sich nach und nach zurück, nachdem sie ihm seine Unklugheit vorgeworfen und ihn allen Heiligen empfohlen hatten.

Kapitel 3

Das Gespenst

Als nun Theodor allein war, nahm er sein Feuerzeug zur Hand, zündete seine Laterne und Pechfackel an und stieg so die schon etwas verfallene Treppe hinauf. Nachdem er durch den Vorsaal gegangen war, passierte er mehrere Zimmer, in welchen er hin und wieder noch alte verdorbene Möbel vorfand. Endlich kam er in ein ehemals prächtiges Zimmer, das als Gesellschaftssaal gedient zu haben schien. An der Decke hingen Überreste von Kronleuchtern, wo auch noch einige Spuren von vergoldetem Gesims zu sehen waren, was den Saal zuvor sehr verschönert hatte. Dieser Raum war der Ort, den er sich zum Schauplatz seines Ruhmes ausgewählt hatte. Die Fenster führten zum großen Hof, und diejenigen seiner Freunde, die neugierig waren, wie er sich aus der Affäre ziehen würde, hätten, wenn auch nicht das, was er tat, doch wenigstens den Schein seiner Lichter aus der Ferne sehen können. Im Kamin fand er Reste eines Feuers. Da die Fensterscheiben größtenteils zerbrochen waren, kam er auf den Gedanken, sich ein Feuer anzuzünden. Zu diesem Zweck suchte er verschiedene in den Zimmern umherliegende Bruchstücke alter Möbel auf, durch die er das Feuer die ganze Nacht zu unterhalten hoffte. Seine Pechfackel steckte er in den Bruch einer Steinplatte, mit denen der Saal gepflastert war. In Erwartung dessen, was da kommen sollte, ging er im Zimmer auf und ab. Am Kamin stand ein kleines Bänkchen, welches nebst dem im Kamin lodernden Feuer den schon etwas ermüdeten jungen Mann freundlich zum Sitzen einlud. Er versuchte sich lange des sich ihm auf einmal aufdrängen-

den Schlafes zu erwehren, jedoch bemächtigte sich dieser seiner nach und nach, und er fing an zu schlummern.

Er mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, als plötzlich im Schloss ein Geräusch wie übereinandergeschlagene Ketten ertönte. Halb erwacht, rief Theodor erschrecklich durch alle Zimmer hallendes »Wer da!« und ergriff eine Pistole, die er in seinem Gürtel trug. Er öffnete seine Augen, und neben ihm stand eine große Gestalt in ein haariges Tierfell gehüllt, auf dessen schrecklichem ungeheuren Haupt zwei Hörner emporragten, ähnlich denen, die man beim Fürsten der Finsternis sieht. In der Hand hielt das Ungeheuer eine leuchtende Fackel, mit Natternbrut umschwärmt, die es ungestüm schwang. Hinter sich schleppte es schwere Ketten, durch deren Gerassel Theodor aus seinem Schlaf unsanft erwacht war.

»Du glaubst mich damit erschrecken zu können«, sagte Theodor, »zittere du selbst.«

Nach diesen Worten drückte er den Hahn seiner Pistole ab. Doch bloß auf der Pfanne brannte das Pulver weg, und die Schreckgestalt stand unerschüttert vor ihm. Etwas erstaunt über die Erfolglosigkeit seiner Waffe, ergriff er seine zweite Pistole und zielte auf das Gespenst.

»Das wird auch nichts werden,« sprach dieses mit Grabesstimme.

Und in der Tat, der Schuss gelang nicht besser als der erste.

Der junge Mensch, lebhaft ergriffen, warf seine Waffen, die ihm nun unnütz waren, auf den Boden, betrachtete seinen Gegner und sagte: »Und wenn du dich für den Teufel selbst ausgeben wolltest, so will ich doch erfahren, wer du bist.«

»So folge mir, wenn du es wagst.« Die Gestalt ging in den hinteren Teil des Zimmers, wo nichts als eine feste Wand war. Theodor folgte unerschrocken ihren Schritten und sah nicht ohne Erstaunen, wie sich die Wand bei ihrer Annäherung sich öffnete. Dessen ungeachtet folgte er dem Gespenst durch die Öffnung und fand sich in einem schmalen sehr langen Gang wieder, an dessen Ende der Geist plötzlich verschwand. Zu neugierig, was aus seinem Geist geworden sein könnte, ging er noch einige Schritte tappend weiter. Aber da fehlte der Fußboden, und Theodor stürzte in die Tiefe hinab, ohne sich jedoch im geringsten durch den Sturz zu verletzen. Er bekam mit, wie sich eine Falltür über ihm schloss und aus einem angrenzenden Zimmer lautes Gelächter erschallte. Sogleich lief man mit Lichtern herbei. Er befand sich in einer Art Keller, wo man Heu aufgehäuft hatte. Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen war, betrachtete er die ihn Umgebenden und sah entsetzliche Gestalten von Menschen, die fortfuhrten, ihn höhnend auszulachen, wie sie es bei seinem Fall getan hatten. Er versuchte sich aufzurichten.

Einer dieser Menschen reichte ihm die Hand, und sprach: »Sei willkommen Theodor! Du bist es also, der behauptet, es gäbe keine Geister im Schloss Dohlenstein? Bist du endlich von deinem Wahn abgekommen? Du antwortest nicht? Du betrachtetest uns einen nach dem anderen! Errätst du denn nicht, wer wir sind? Halt, kennst du diesen Menschen da?«

»Gott! Das ist der Niklas!«

»Ja, braver Bursche, ich bin's«, antwortete dieser. »Meine Kameraden wollten dich umbringen, aber ich habe mich bei ihnen für dich verwendet. Ich habe ihnen geraten, dir

kein Leid anzutun, sondern vielmehr in deiner Person einen mutigen Kameraden zu sehen, der mit uns für den Ruhm und den Gewinn arbeiten wird.«

»In was für einer Art von Arbeit?«

»Das wird man dir sagen.«

»Aber sage mir wenigstens, Niklas, was ist aus dem Ungeheuer geworden, auf das deine Pistolen nicht losgehen wollten?«

»Da ist er, der die Maske abnimmt, die Hörner und das Bärenfell ablegt, welche ihn verkleideten. Was die Pistolen betrifft, so erstaune darüber nicht. Der Lauf steht in keiner Verbindung mit dem Zündloch, sodass du zwanzigmal das Pulver hättest abbrennen können, ohne deinen Gegner einmal zu verwunden. Aber genug davon. Komm, geh mit uns zum Abendessen, die Begebenheiten dieses Abends werden dir Appetit gemacht haben. Wir warteten bloß auf dich, um uns an den Tisch zu setzen.

Dort will ich dich unserem Hauptmann, dem berühmten Sassafras, vorstellen.«

Bei diesem Worte fühlte Theodor das Schreckliche seiner Lage. Sassafras war der Name eines berühmten Räuberhauptmanns, der in der Umgebung des Schlosses Dohlenstein einige Meilen weit seine Räubereien verübte. Theodor hatte während des kurzen Aufenthaltes bei seinem Vater mehrere Gräueltaten von ihm erzählen hören und schauderte bei dem Gedanken, sich vielleicht in Gesellschaft dieser Truppe gefangen genommen und wie sie verurteilt zu sehen. Wie sehr bereute er seine zur Unzeit bewiesene Unerschrockenheit! Wie sehr verfluchte er die schädlichen Bücher, ohne denen er ebenso leichtgläubig wie seine Mitbürger gewesen wäre und sich vor den ver-

meintlichen Geistern des Schlosses in Sicherheit gewusst hätte. Doch in demselben Moment entsann er sich der Geschichte des Gilblas. Er glaubte, dass er eine ähnliche Rolle zu spielen habe, und schien sich in seiner Lage zu gefallen. Eine scheinbare Heiterkeit war auf seinem Gesicht erkennbar. Er setzte sich mitten unter seine neuen Kameraden, und weder ihr Anblick noch ihre Unterhaltung schien etwas besonders Widerliches für ihn zu haben.

»Wie heißt du?«, fragte der Hauptmann, der den Ehrenplatz am Tisch einnahm. »Theodor, zu dienen.«

»Deine Eltern wohnen im Dorf da unten?«

»Ja, Hauptmann«, sagte er und konnte sich nicht enthalten, einen leisen Seufzer auszustoßen.

»Du bedauerst ihren Verlust?«

»Ist das nicht ganz natürlich, Hauptmann?«

»O ja! Vorurteile ... Sie werden dich durch eine Legion böser Geister entführt glauben, wenn sie dich nicht wiederkommen sehen.«

»Ach! Gewiss doch, Hauptmann«, ergriff Niklas das Wort, »es sind gute Leute. Auf ihre Gesundheit!«

»Auf ihre Gesundheit!« Und die Gläser klangen in der Runde.

Kapitel 4

Theodor unter der Räuberbande

Nachdem sie so eine geraume Zeit geschwelgt hatten und die Räuber ziemlich betrunken waren, befahl der Hauptmann, den Anbruch des Tages gewahrend, dass ein jeder sich in seine Zelle begeben, sich dort ruhig verhalten und

zu einer Unternehmung für den nächsten Abend vorbereiten sollte.

»Werde ich auch dabei sein, Hauptmann?«, sprach Theodor.«

»O nein! So schnell verschenke ich mein Zutrauen nicht. Du wirst in der Zelle des Veteranen wohnen, wohin dich dieser abführen wird. Niklas aber wird wieder zu seinem Dienstherrn zurückkehren, um keinen Verdacht zu erregen. Nächste Nacht wird er zurückkehren und dich von alledem unterrichten, was du wissen musst. Wenn du genügend unterrichtet bist und wir auf deine Treue zählen können, dann sollst du an unseren gefährvollen Unternehmungen teilnehmen und den Gewinn mit uns teilen.«

Alle Räuber, wohl an die 80 Mann, wünschten Theodor eine gute Nacht. Niklas führte ihn durch mehrere unterirdische Gewölbe, hier und da durch aufgehängte Lampen beleuchtet, in ein sieben bis acht Fuß im Quadrat großes Gemach, in welchem sich ein recht gutes Bett befand, das ihm als das für ihn bestimmte angewiesen wurde. Beide schienen sich etwas zu sagen auf dem Herzen zu haben, aber ein gegenseitiges Misstrauen hielt sie zurück. Niklas sagte seinem neuen Kameraden eine freundschaftliche gute Nacht und ging fort. Allein in der Dunkelheit zurückgelassen dachte Theodor über das Sonderbare seiner Lage nach. Sein erster Gedanke war an seine Eltern, deren Unruhe und Verzweiflung er sich lebhaft vorstellte. Dann nur an sich selbst denkend, stellte er sich den Ruhm vor, den er ernten würde, wenn er das Land von einer so gefürchteten Räuberbande, wie die von Sassafras es war, befreite, und beendete seine Betrachtungen damit, dass er fast so ruhig einschlief, als hätte er sich in seiner Hütte von den Mühen des Tages er-

holen wollen.

Endlich wachte er auf, sprang aus dem Bett, ging aus seiner Zelle und durchlief den Gang, in dessen Mitte sich die Tür zu seiner Kammer befand, was er am Morgen kaum bemerkt hatte. Der Gang hatte ungefähr 350 bis 360 Fuß Länge und wurde durch vier an den Seiten der Länge nach befestigte Scheinwerfer erhellt. Theodor ging zu dem einen, sah nach seiner Uhr, die man ihm gelassen hatte, und fand, dass es Nachmittag vier Uhr sei. Er folgte dem Gang rechts, um den Ort zu untersuchen, in dem er leben sollte. An jeder Seite fand er nummerierte Türen, der seines Zimmers, in welchem er die Nacht verbracht hatte, ähnlich war, was ihn glauben ließ, dass dies der allgemeine Schlafort für die ganze Truppe wäre. Da einige der Türen geöffnet waren, warf er, ohne in diese einzutreten, einen Blick hinein und fand seine Vermutung bestätigt. Am Ende des Ganges wurden seine Schritte durch ein festes eisernes Gitter gehemmt, was ihn nötigte, auf demselben Wege wieder zurückzugehen, den er gekommen war. Er ging nun zum anderen Ende desselben zurück und trat in einen geräumigen, mit schönem kupfernen Küchengeschirr wohl gezierten Saal. In diesem befanden sich zwei Öfen und ein Kamin, auf dessen Feuer die zum großen Frühstück bestimmten Speisen kochten.

»Du bist es also, mein Hähnchen«, sprach ein altes Weib zu ihm, das den schweren Bratenwender aufgehoben hatte. »Du bist es also, der die Zahl unserer Braven vermehrt hat? Er ist recht artig, es würde doch schade sein, wenn der gehenkt würde.«

»Schweig! Alte Hexe«, rief der Hauptmann, der durch eine andere Tür eintrat. »Willst du aus diesem auch eine

feige Memme machen, wie aus Fidesco und Wilhelm, die wir dir zuletzt als Küchenjungen fassen mussten? Beim Henker, wenn so etwas noch einmal geschieht, so werde ich dich in die andere Welt schicken, damit du dir dort nach Gefallen deine feigen Memmen ziehen kannst. Ist das Frühstück bald fertig?«, fuhr er weiter fort. »Wo sind denn jene zwei Buben, die es anrichten sollen?«

»Einen Augenblick, Herr Sassafras«, antwortete die erschreckte Alte. »Sie holen etwas Holz, was ich benötige, um meinen Braten gar zu machen. Du kannst dich einstweilen an den Tisch setzen und wirst sogleich bedient werden.«

»Nun, komm, Theodor, und höre nicht auf die alte Barbel, denn du würdest es sonst bereuen.«

Theodor ging in den Saal, wo man am Vortag zu Abend gegessen hatte. Dort fand er alle Räuber beisammen, die einen im Spiel, die anderen damit beschäftigt, ihre Waffen zu putzen, deren Magazin in einem Seitenzimmer war. Alle standen auf, als sie Sassafras kommen sahen, und beendete ihre Beschäftigungen, um sich mit ihm an den Tisch zu setzen. Sie grüßten ihn mit Achtung und nickten Theodor freundlich zu, das dieser erwiderte und sich dann auf Befehl des Hauptmanns zu seiner Rechten zwischen ihn und seinen Leutnant setzte. Der Unterleutnant saß zur Linken des Chefs. Theodor lernte ihren Rang erst aus den folgenden Gesprächen kennen.

»Nun«, fragte ihn Sassafras, indem er ihm zu trinken einschenken ließ, »fühlst du dich wohl unter uns?«

»Ich habe die Zeit noch nicht gehabt, mir zu missfallen, Hauptmann. Meine erste Beschäftigung, als ich zu Euch kam, war, dass ich einem guten Mahl beiwohnte, meine zweite, dass ich mich ins Bett legte, wo ich bis zu diesem

Augenblick geschlafen habe ...«

»Du hast geschlafen?«

»Wie in meinem Bett, Hauptmann.«

»Nun denn, das ist ein gutes Zeichen.«

»Kaum bin ich erwacht, so lasst Ihr mich wieder zu Tisch setzen, und ich habe die Ehre, an Eurer Seite zu sitzen. Alles das verspricht mir ein gutes Leben, weit besser als das, was ich in meinem armen Dorf erhoffen durfte.«

»Brav! Bursche fahre so fort, und wir wollen was aus dir machen.«

»Meine Freunde«, setzte er hinzu, indem er sich an die ganze Truppe wandte, »diese Nacht gilt es, einen guten Schlag auszuführen. Ich habe vom Niklas vernommen, dass auf der großen Heerstraße, einige Meilen von unserer Höhle, eine bedeutende Sendung Geld transportiert werden soll, welches der Erzherzog vom Kaiser verlangte. Bloß dreißig Mann sind zur Bewachung dabei. Ich habe beschlossen, dieses kleine Detachement anzugreifen. Fünfzig der Unseren sollen auf verschiedenen Wegen beim Hirschsprung zu mir stoßen. Dort wollen wir einen Hinterhalt anlegen, und die kaiserlichen Gelder sollen unsere gemeinschaftliche Kasse füllen.«

»Es lebe der Hauptmann!«, schrien die Räuber.

»Das ist noch nicht alles. Zehn von euch werden unter dem Befehl des Rotbart von der Eremitage aus einen Ausfall machen. Fidelio soll zehn andere nehmen, um an den Ufern des Rheins zu schlagen. Der Rest der Truppe aber soll unter dem Befehl des Niklas, der gegen 10 Uhr hier eintreffen wird, die Höhle und das Schloss bewachen. In Letzterem sollen Spukgeschichten vorgenommen werden, um die Bewohner des Dorfes in Respekt zu erhalten, obgleich

Theodors Verschwinden sie für immer abhalten wird, in die Höfe und das Innere des Schlosses einzudringen.«

Das Mahl endete mit gewöhnlicher Fröhlichkeit. Das Los entschied über diejenigen, die mit dem Hauptmann und seinen beiden Leutnants gehen sollten. Niklas kam, seinem Versprechen gemäß, gegen 10 Uhr an und verteilte seine Leute auf ihre Posten.

Sassafras und die beiden Leutnants begaben sich mit den ihren auf die verschiedenen Wege, die zu ihrer Bestimmung führten.

Als Niklas mit Theodor allein war, zog er diesen in eine Ecke des Saales und sprach zu ihm mit leiser Stimme: »Was hältst du von diesem Ort?«

Der junge Mensch, ungewiss, was er antworten sollte, schwieg still, und warf einen misstrauischen Blick auf den Fragenden.

»Ich habe deine Mutter gesehen«, sagte der andere, »sie ist trostlos und glaubt dich für immer verloren.«

»Meine Mutter!«

»Nein«, rief Niklas mit einer Art von Heftigkeit aus, »ich kann nicht glauben, dass der Sohn des ehrlichen Brandt schon so verdorben sei, sich in Gesellschaft von Räufern zu gefallen. Du sagst nichts, weil du mich nach der Gesellschaft verurteilst, in der du mich findest. Ich sehe, dass allein mein Vertrauen mir das deine erwerben kann, und so will ich es dir auch ganz geben. Aber wenn du mich betrügst, wenn du mich dem Hauptmann verraten könntest ... Doch dieser Verdacht ist unser nicht würdig. Was würde das Zeugnis eines Unbekannten bei ihm fruchten, wenn ich die Dienste erwäge, die ich seit einigen Jahren ihm zu erweisen schien?«

»Ach, lieber Niklas, du nimmst eine sehr große Last von meiner Seele. Ich bin überglücklich, in dir die Gesinnung wahrzunehmen, mit denen ich mich gegenwärtig ebenfalls beschäftige.«

»Es sind nun zwei Jahre, dass ich von der Bande des berühmten Sassafras und ihren Verheerungen an den beiden Ufern des Rheins sprechen hörte. Das Ministerium ergriff keine Maßnahmen, dieser ausschweifenden Horde Einhalt zu gebieten, und dieses schimpfliche Verfahren brachte in mir einen Entschluss zur Reife. Ich suchte die Polizei auf, schilderte ihr mit aller möglichen Beredsamkeit die Gräueltaten dieser Räuber und machte sie mit meinem Entschluss bekannt, mich bei der Bande anwerben zu lassen, um im Geheimen für ihre Zerstörung zu arbeiten. ›Wie heißt du?‹, fragte mich ein oberer Polizeibeamter. ›Michel Berghem‹, war meine Antwort. Mein Name wurde niedergeschrieben. ›Michel Berghem‹, fuhr er weiter mit Güte fort, ›dein Entschluss zeugt von Mut und Rechtschaffenheit. Führe ihn nun so schnell und gut als möglich aus und lass mir von Zeit zu Zeit wissen, wie weit du damit bist. Ich werde dir mit meiner ganzen Macht beistehen. Und solltest du einmal festgenommen werden, so bewahre diesen Ring, der dir zum Schutz gegen alle Verfolgung dienen wird.‹ Ich dankte Seiner Exzellenz, bewaffnete mich mit einem Säbel und ein Paar Pistolen und strich, in einen Mantel gehüllt, im Wald umher, den ich als den Schauplatz der Räubereien Sassafras und seiner unwürdigen Gesellen kannte. Drei Nächte hindurch gelang es mir nicht, sie aufzufinden. Die vierte Nacht endlich war ich erfolgreicher. Ich hörte einige Flintenschüsse, die auf unglückliche Reisende gerichtet waren. Ich hatte mich in diese Richtung begeben, floh aber bei

ihrer Annäherung. Zwei Menschen hatten es auf sich genommen, mich zu verfolgen und holten mich um so leichter ein, da meine Flucht nur gestellt war. Man führte mich vor den Hauptmann, der, da er mich in Kleidung der Seinen erblickte, mich fragte, von welcher Bande ich wäre. ›Von keiner in diesem Augenblick‹, antwortete ich. ›Ich diene in der vom Schinderhannes, welche vor ungefähr vierzehn Tagen zerstreut wurde, auf eigene Rechnung, bis dass ich wieder zu ihnen stoßen werde.‹

›Bist du mit deiner Lage zufrieden?‹, fragte er mich freundlich.

›Bei meiner Treue, nein! Hauptmann, da kommt fast gar nichts heraus. Lieber wollte ich ein ehrlicher Mann werden, als bei solch einem gefährlichen Handwerk so wenig ausrichten.‹

Er lachte. ›Wohlan!‹, sprach er weiter, ›wenn du mir treu sein willst, wie du es dem Schinderhannes warst, so will ich dich in meine Truppe aufnehmen, die, wie du sehen sollst, der seinen nicht nachsteht. Versprichst du es?‹

›Ich schwöre es, Hauptmann.‹

›Folge mir denn.‹

Damit glaubte ich, sei alles erledigt, als er sich auf einmal anders besann und mich fragte: ›Wie heißt du?‹

›Niklas Werne‹, war meine Antwort.

›Wohlan! Du sollst in unserem Aufenthalt aufgenommen werden. Allein bevor ich mich auf dich verlassen kann, muss ich erst deine Treue erproben. Meine Leute werden dir die Augen verbinden und dich dahin tragen, wo wir unseren heimatlichen Herd aufgeschlagen haben. Noch steht es dir frei, dein Wort zurückzunehmen.‹

›Hauptmann, bis zum Tod gehöre ich dein.‹

Er ließ nun aus Zweigen eine Art Tragbahre machen, auf die man mich legte, und mir dann die Augen verband.

›Noch habe ich dir zu sagen‹, fuhr Sassafras weiter fort, ›dass du dich einer dreimonatigen Prüfung unterwerfen musst, bevor du in unsere Geheimnisse eingeweiht wirst.‹

›Zehn, wenn du willst, Hauptmann, vorausgesetzt, dass ich während dieser Zeit gut gepflegt werde. Nur muss ich bedauern, dass ich während dem nicht mit euch schlagen kann.‹

›Oh, du wirst unter uns Gelegenheit genug finden, um dich zu zerstreuen. Wir haben vor einigen Monaten einen Menschen von der Truppe deines ersten Hauptmanns rekrutiert, daher du bald Bekanntschaft finden wirst.‹

Dieser Zufall war mir wenig erfreulich. Ich sah nur zu leicht die Unmöglichkeit ein, von einem Menschen erkannt zu werden, der mich früher nie gesehen hatte. Tut nichts zur Sache, ich verbarg meine Unruhe. Nach einer Stunde fühlte ich, dass man mich sanft auf die Erde setzte. Man nahm mir meine Binde ab, und ich befand mich inmitten von etwa dreißig Banditen, die sich alle drängten, um ihren neuen Kameraden zu sehen.

›Wo ist Knob?‹, fragte der Hauptmann. Ich vermutete, dass wir uns beide einander gegenübergestellt werden würden, und fasste mich also so gut als möglich.

›Er ist mit Fidelio gegangen‹, antwortete eine Stimme.

Mehrere andere aber fielen ihm ins Wort und sagten, dass sie noch nicht zurück seien.

›Sobald sie ankommen werden, soll er zu mir kommen.‹

Fidelio kam zurück. Seine Leute trugen Felleisen, Reisekoffer und Effekten aller Art.

›Ist Knob da?‹, fragte Sassafras.

›Hauptmann, er ist im Land der Toten‹, antwortete Fidelio. ›Beim Angriff auf den Postwagen, den wir plünderten, ist er von einer Kugel getroffen worden, und ich selbst, glücklicher als er, bin mit einem Säbelhieb, der mir den linken Arm aufritzte, davongekommen.‹

›Oh! Der arme Knob‹, rief ich schmerzlich aus, ›ich glaubte ihn schon herzlich umarmen zu können. Das war ein tapferer Kerl!‹

›Ich sehe, dass du ihn kennst‹, sagte der Hauptmann. ›Allein was klagst du? Ist das nicht unser aller Schicksal? Und doch ist es besser so, als am Galgen zu sterben.‹

Als die dreimonatige Prüfungszeit, während welcher ich viel Umsicht zeigte, vorüber war, ließ mich Sassafras auf sein Zimmer kommen.

›Niklas‹, sagte er zu mir, ›ich bin mit dir zufrieden, und jetzt ist die Zeit gekommen, wo du mir nützlich werden kannst. Aber ..‹ Er fuhr fort, indem er mich aufmerksam betrachtete. ›Nicht bei unseren Unternehmungen will ich dich einsetzen. Weißt du auch, dass du eher wie ein rechtschaffener, ehrlicher Mann aussiehst als wie einer von den Unseren. Du brauchst deshalb nicht rot zu werden. Man kann sich das Gesicht nicht selbst geben, mein Freund! Zudem hat mich gerade dieses Gesicht bestimmt, dich dem Feuer nicht auszusetzen.‹

Ich glaubte mich auf immer von der Außenwelt abgeschnitten, und sicherlich verriet ich auf meinem Gesicht einen hohen Grad von Unzufriedenheit.

›Ich sehe‹, sagte der Hauptmann, ›dass du wohl lieber vorziehen würdest, dich mit uns auszuzeichnen. Doch tröste dich, deine Dienste werden uns nicht weniger nützlich und notwendig sein.‹

Er teilte mir noch mit, was sich im Schloss Dohlenstein, dessen Lage er mir genau beschrieb, zutrug, sagte mir, dass er einen geschickten und unverdächtigen Menschen brauche, der die bewachen sollte, die in Versuchung geraten würden, da hineinzudringen, und dass ich zu diesem Behuf das Dorf bewohnen müsse, unter welches sich die unterirdischen Gänge, die wir bewohnen, erstrecken. Diese Nachricht machte mich froh, doch ließ ich mir davon nichts anmerken, und der Hauptmann blieb bei der Überzeugung, dass mir diese Art Verbannung etwas Zwang antäte. Er führte mich durch alle Umwege der unterirdischen Wohnungen und brachte mich ins Freie, nachdem er mir alle nötigen Instruktionen erteilt hatte, die er für mein weiteres Verhalten und für meine geheimen Reisen zu der Höhle für nötig erachtete.

»Was soll ich dir weiter sagen, lieber Theodor? Es sind nun mehr als acht Monate, dass ich sowohl auf als auch unter der Erde lebe, ohne dass es mir noch möglich war, meinen Plan auszuführen. Ich habe der Obrigkeit bereits verschiedene Vorschläge gemacht. Allein einige dieser wurden verworfen, andere mit Nachlässigkeit betrieben, und die Bande ist bisher fast unversehrt geblieben. Heute ...«

»Still!«, sagte Theodor, »da ist Barbara.«

»Fürchte sie nicht, mein junger Freund, die ist meine Mutter, die ich hier einzuführen das Mittel fand, und der ich diesen Namen habe annehmen lassen. Wilhelm und Fidesco sind meine jüngeren Brüder, welche nacheinander in die Hände der Räuber gefallen sind, als ob sie es nicht gewollt hätten. Dich mitgezählt sind also fünf ehrliche Leute in der Höhle. Aber was vermag diese kleine Zahl gegen zwanzig dieser Bösewichte ausrichten, die sich jede Nacht

hier befinden? Ich habe all mein Mögliches getan, um die Truppe des Hauptmanns zu dezimieren, doch hat es mir bis jetzt noch nicht gelingen wollen. Ich erwarte viel von der heutigen Unternehmung, da die Eskorte, die die angebliche Sendung bei sich führt, dreimal stärker sein soll, als ich sie angegeben habe. Allein ich fürchte, dass des Hauptmanns gutes Glück ihn gar noch einmal auf unsere Pläne führt. Dieser Mensch hat großen Mut, einen Scharfblick ohne Gleichen, und es ist schade, dass er seine großen Anlagen dazu anwendet, Böses zu tun.«

Niklas wurde durch die Ankunft des Unterleutnants Fidelio und seiner Compagnie unterbrochen, die eben von ihrer Plünderung zurückkamen. Drei mit Mantelsäcken bepackte Pferde, deren Besitzer sie ermordet hatten, waren die Frucht dieser Unternehmung.

Einen Augenblick später ließen sich neue Ankömmlinge vernehmen. »Beim Satan! Niklas«, sagte der Hauptmann, »wir kommen von einer harten Affäre und unsere Mühen waren diesmal umsonst. Zwanzig der Unseren sind auf dem Kampfplatz geblieben. Ich habe sieben Verwundete, dabei drei tödlich. Zum Henker! Das ist ein schwerer Verlust. Jahre gehören dazu, um solche Menschen wieder zu bekommen, wie die waren. Verdammte Soldaten! Es waren derer wenigstens hundert. Das, was mich noch tröstet, ist, dass sie keinen der Unseren lebendig bekommen haben. Es hat übrigens meiner ganzen Geistesgegenwart bedurft, uns aus diesem bösen Gemenge herauszuziehen. Hätte ich den Kopf verloren, so wäre keiner von uns davongekommen. Gariot, Paul und Croco verdienen das meiste Lob. Sie haben meine Manöver prächtig unterstützt, und sind zweimal ins Gemenge zurückgekehrt, um zwei ihrer Kameraden le-

bendig den Händen der Feinde zu entreißen, und haben sie zurückgebracht. Frisch herbei, Alte, und gieße Wein ein! Wir sind seiner sehr bedürftig, um unsere Kräfte wieder zu sammeln.«

Nachdem er fünf- bis sechsmal getrunken hatte, bemerkte Sassafras, dass Rotbart noch nicht zurückgekehrt war. Er war im Begriff, nach ihm zu schicken, als die Schildwache seine Ankunft verkündete. Er trat stolz an der Spitze seiner Truppe ein, vor sich auf dem Pferd eine junge Dame haltend, die ohnmächtig zu sein schien.

»Hauptmann«, sagte er, »seit langer Zeit suchst du eine Gefährtin. Hier ist eine, die ich fand. Sie war in Begleitung mit einer alten Frau, welche unsere Leuten große Lust hatten, sie in die andere Welt zu befördern. Allein ich war dagegen, in der Meinung, dass ihre Gesellschaft der Schönen mehr als die Barbaras gefallen würde. Das ist alles, was wir auf unserem Weg von der Eremitage aus, wohin du uns geschickt hast, gefunden haben. Sieh, da ist Philipp, der die andere auf seinem Pferd hält, und wie du siehst, große Mühe hat, sie festzuhalten, obgleich wir sie recht gut angebunden und ihr bei Strafe des Todes verboten haben, sich noch länger zu gebärden. Nun, komm herunter, Alte! Sei vernünftig, und es soll dir kein Leid geschehen.«

Kapitel 5

Die schöne Gefangene

Der Hauptmann ergoss sich in Lobeserhebungen gegenüber seinen Leutnant. Er nahm die noch immer ohnmächtige Person in seine Arme und rief Barbara, um ihr zu Hilfe

zu kommen. Er ging darauf zur älteren Dame, grüßte sie höflich, zog ihr das Tuch, das man ihr in den Mund gesteckt hatte, heraus, und sagte zu ihr: »Fürchten Sie nichts, es wird Ihnen hier, wo ich befehle, nichts zuleide getan werden.«

»Heilige Jungfrau!«, rief die Dame, »ist es das, was ich von einer Reise, die ich unter so heiligem Schutz unternahm, zu erwarten habe? Wir kamen zur Eremitage des Bruders Hilarius, um ein Gelübde zu lösen, das ich während einer langen schweren Krankheit dem heiligen Pancratius gegeben hatte, und da muss ich in die Hände dieser Bösewichte fallen ...!«

»Höre Alte«, rief Philipp, »mäßige dich in deinen Ausdrücken, oder ...«

»Schweige du«, sagte Sassafras, »lasse dieser Frau ihren Schmerz aussprechen. Ihre Schimpfreden tun uns ja nicht weh.«

»Meine Nichte!«, rief sie, »wo ist meine Nichte?«

»Hier ist sie, Madame, vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit Barbara, um diesen Engel ins Leben zurückzurufen.«

Die alte Dame hatte ein Riechfläschchen bei sich, und kaum hatte sie es ihrer Nichte unter die Nase gehalten, als diese ihre großen schönen Augen aufschlug. Erstaunt sah sie um sich, und beim Anblick der scheußlichen Gestalten, die sie umgaben, schloss sie dieselben mit einem Schrei des Entsetzens wieder.

»Man ziehe sich zurück«, sagte der Hauptmann. »Theodor und der Niklas sollen allein bei ihnen bleiben, um ihnen beizustehen.«

Die Räuber gehorchten. Als das junge Mädchen die Augen wieder aufschlug, sah sie menschlichere Gesichter,

denn der Hauptmann hatte seinen Blick gemildert und betrachtete sie mit der lebhaftesten Teilnahme.

»Wo bin ich?«, fragte sie endlich.

»Ach! Arme Mina, du bist verloren,« sagte die Tante, »es müsste denn der heilige Pancratius ein Wunder tun, dich aus diesem abscheulichen Orte zu erretten.«

»Nein, Fräulein«, erwiderte der Hauptmann, »bis auf die Freiheit werden Sie hier alle möglichen Rücksichten gegen Sie beobachtet finden, die man Ihnen schuldig ist. Ich habe hier ein Zimmer, in welchem Sie wie zu Hause sein können. Haben Sie wieder Kraft genug, sich dahin zu begeben?«

»Komm Mina, fasse Mut! Du siehst, dass der große Heilige uns noch nicht verlassen hat, da er einem bösen Menschen, einem Befehlshaber von Räubern so viel Milde einflößt ... Doch Verzeihung, Herr ... Dieb, das ist mir entwischt. Ich hoffe, dass man mich deshalb nicht zur Verantwortung ziehen wird.«

Sassafras lachte hell auf und befahl der alten Barbel, das Zimmer einzurichten, das er für seine Damen bestimmt hatte. Er bot der unglücklichen Mina den Arm. Diese hatte jedoch nicht so viel Kraft, sich aufrecht halten zu können, und Theodor sowie Niklas mussten sie tragen. Wilhelm ging mit dem Licht voran, und der Hauptmann bot ungerne der Tante den Arm, welche ihrer Nichte folgte und Gebete an ihren Schutzengel murmelte.

Das Logis bestand aus zwei Zimmern, die geschmackvoll tapeziert waren, zwei gute Betten wurden für die Pilgerinnen instand gesetzt, und die Männer zogen sich zurück, nachdem sie die junge Dame der Fürsorge der beiden Alten empfohlen hatten.

Während des Abendessens sprach der Hauptmann oft von der schönen Mina. Theodor sprach nicht von ihr, dachte aber desto mehr an sie, und als er in seine Zelle zurückgekehrt war, konnte er die ganze Nacht nicht schlafen, denn ihr sanftes Auge hatte ihn im ersten Anblick gefesselt.

Wir wollen die einzelnen Begebenheiten, die sich während Theodors Gefangenschaft in den unterirdischen Gemächern daselbst zutrug, nicht aufzählen. Der Hauptmann liebte ihn, ohne jedoch genügend Zutrauen zu ihm zu haben, ihn mit allen Geheimnissen ihres Aufenthaltsortes bekannt zu machen. Niklas aber hatte ihn während der Abwesenheit der Räuber stets von allem Möglichen unterrichtet, ohne sich dabei gegenüber den Wachen verdächtig zu machen. Mina und ihre Tante verlebten Tag und Nacht, die eine mit Weinen, die andere mit Beten, und fanden nur dann Trost, wenn sie die Gesellschaft der beiden Freunde genossen, die ihnen einen Teil ihres Geheimnisses anvertraut hatten und Rettung verhiessen. Der Hauptmann zeigte sich höflich und dienstfertig gegenüber den Damen und belästigte sie nicht. Endlich schien alles die seltene Ruhe des scheinbaren Einverständnisses zu genießen.

Kapitel 6 **Die Rettung**

Eines Morgens begleitete Niklas Theodor bis an sein Bett. »Diesen Abend«, sagte er, »der Hauptschlag.«

»Wieso?«

»Du sollst es erfahren. Wisse vorerst, dass wir diesen Abend die Herren der Höhle sein werden.« Bei diesen Wor-

ten drückte er ihm die Hand, gab ihm ein Zeichen, sich nichts anmerken zu lassen, und kehrte, wie er sagte, zu seinem Herrn ins Dorf zurück.

Theodor durchwachte seine Schlafenszeit in größter Unruhe. Er zitterte bei dem Gedanken, dass das Vorhaben seines Freundes, welches nach dem Ton zu urteilen, den er angenommen hatte, entscheidend sein sollte, scheitern könnte. Er war der Erste, der von der ganzen Truppe aufgestanden war, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo der Hauptmann seine Befehle erteilen würde für das, was er Arbeit nannte.

»Meine lieben Gesellen«, sagte dieser, als das Frühstück beinahe eingenommen war, »zwei große Begebenheiten sind es, die jetzt hier unser aller Aufmerksamkeit verdienen - meine Vereinigung mit der lebenswürdigen Mina und Theodors Aufnahme. Ja, braver Bursche«, setzte er hinzu, »ich lese seit einiger Zeit in deinen Augen einen ungewöhnlichen Eifer. Ich glaube dich zu verstehen, und wenn unsere Kameraden nichts dagegen haben, so kann die Aufnahme jetzt stattfinden, und noch diesen Abend sollst du mit mir deine erste Ausflucht versuchen. Was sagst du dazu, Theodor?«

»Hauptmann, ich finde keine Worte, dir meine Freude und meinen Dank zu bezeugen.« »Und ihr Kameraden, was meint ihr?«

»Dass man ihn aufnehmen kann«, riefen die Räuber.

»So sei es denn, wir wollen sehen, wie du dich aus der Affäre ziehen wirst. Morgen werde ich wie gewöhnlich meiner schönen Gefangenen meine Aufwartung machen. Ich werde sie einladen, mit uns das erste Mal zu frühstücken, und bei Tisch will ich ihr meinen Vorschlag machen. Die-

sen Abend, meine Freunde, habe ich noch keinen bestimmten Plan, da ich keine Nachricht erhielt, die verdiente, sich damit aufzuhalten. Wir wollen uns also in drei verschiedene Abteilungen, jede zu sechszehn Mann, in die Nachbarschaft begeben und sehen, was der Zufall uns zuführt. Das ist aber doch sonderbar, dass Niklas noch nicht hier ist. Der müsste doch da sein, es ist beinahe elf Uhr. Teufel! Das macht mir einen Strich durch die Rechnung. Fidelio, nimm die Leute, an denen die Reihe ist, und besetze damit die verschiedenen Posten. Du, Rotbart, suche Deine sechszehn Mann und gehe damit ab. Philipp, du wirst mit uns sein. Geh in die Rüstkammer und suche ein Paar Pistolen, einen Säbel und einen Karabiner für Theodor. Die übrigen sechszehn Mann warten, bis Fidelio zurückkommt, und gehen dann mit diesem. Nimm deine Waffen, Theodor, und mach dich auf den Weg. Ach! Da kommt ja Niklas. Du hast lange auf dich warten lassen.«

»Ich bin höchst erfreut, Hauptmann, dass du noch nicht abgegangen bist. Auf der Straße, auf der anderen Seite des Waldes soll heute Nacht eine Kutsche vorbeikommen, in der sich eine sehr vornehme Person befinden soll. In diesem und den dazu gehörigen Wagen sollen sich Schätze von nicht unbedeutendem Wert befinden.«

»Bravo! Niklas!«

»Du führst deine Leute zu Fuß aus und nimmst Theodor mit Dir.«

»Zu Pferd, Hauptmann, zu Pferd! Oder die Wagen werden fort sein, ehe du im Wald ankommst. Kannst du reiten, Theodor?«

Dieser machte ein verneinendes Zeichen.

»Nicht gut«, sagte Niklas. »Nun, so kannst du heute nicht

dabei sein ... Doch tröste dich deshalb. Morgen sollst du mitgehe. Nicht so? Hauptmann?«

»Ja, ja! Aber wie du das alles zu ordnen weißt! Ich glaube, wenn du an meiner Stelle ständest, du würdest nicht besser befehlen können.«

»Verzeihung, Hauptmann, dass ich ...«

»Darüber bin ich durchaus nicht böse. Es gilt dem allgemeinen Besten. Aber sechs von den Leuten, die ich Fidelio gab, werde ich noch zu mir nehmen. Frisch, zu Pferd!« Und er zog ab mit seiner ganzen Truppe.

»Dieser teuflische Kerl!«, knirschte Niklas, »er scheint alles vorausszusehen. Dass er auch seine Truppe mit sechs Mann vermehrt! ... Doch, was tut das, das Los ist geworfen.«

Nachdem Fidelio seine Wachen aufgestellt hatte, kam er zurück. Er vernahm, was Sassafras beschlossen hatte, und ging zu Fuß mit seinen sechzehn Mann ab.

Als Niklas sich nun mit Theodor allein wusste, nahm er diesen und ging mit ihm zum Zimmer der Damen.

»Die Stunde Eurer Befreiung ist gekommen«, sagte er ihnen, »allein es wird nicht ohne Lärm abgehen. Erschreckt also nicht, wenn sich dieser vernehmen lässt. Schließt Euch sorgfältig ein, und öffnet nur dem die Tür, der die Worte rufen wird: ›Ehre dem Mute!‹ Übrigens seid ruhig, wir wachen über Euch.« Darauf ging er mit seinem Freund zur Küche, wo er seine Mutter und Brüder versammelt fand, und nun machte er sie mit seinem Plan bekannt. Die Obrigkeit hatte für diese Nacht die Verfügung über 75 Grenadiere vom Regiment Esterhazy, welches in der nächsten Stadt garnisonierte, erhalten. Fünfzehn Mann, auf die sich Niklas verlassen konnte, waren von ihm heimlich ins Schloss ge-

führt worden. Er hatte ihnen den Weg zu den unterirdischen Gemächern gezeigt, und hatte von dieser Seite bei jedem Posten, wo man Wachen hinstellte, zwei Mann versteckt, sodass die Wachen, sobald die Mitternachtsglocke ertönte, ohne das geringste Geräusch erdrosselt werden konnten. Auch hatte Niklas versprochen, um Mitternacht die Falltür, durch welche Theodor den Weg zu den Räubern finden musste, zu öffnen und ein Licht unten hinzustellen, damit man ohne Gefahr hinabspringen könnte. Jetzt handelte es sich nur noch darum, dass die, welche auf der anderen Seite Wache hielten, nicht durch den Wald entweichen konnten, wenn sie etwa Lärm vernehmen würden. Demnach bedurfte der Plan einiger Änderungen. Niklas, überzeugt, dass von dieser Seite nichts zu befürchten sei, übertrug die Öffnung der Falltür und die Benutzung des Lichtes zur festgesetzten Zeit seiner Mutter. Mit nachgemachten Schlüsseln öffnete er nun das Waffenmagazin, das der Hauptmann stets verschlossen hielt, suchte darin für sich und jeden seiner drei Gefährten einen Säbel und zwei Paar Pistolen, die er lud. Damit konnte ein jeder viermal schießen.

Darauf schlugen sie den Weg zu der Grotte ein, durch welche die Räuber wieder zurückkommen sollten, erwarteten in einiger Entfernung von der äußeren Tür den günstigen Augenblick, ihren Schlag auszuführen. Sobald die Mitternachtsglocke schlug, sprangen die beiden jüngeren Brüder auf die Wache, die an dieser Tür stand, erstickten ihr Geschrei, und durchbohrten sie. Hierauf legten sie zwei feste Balken vor die Tür, die als Riegel dienen sollten, sobald die ganze Truppe zurückkehren würde. Während dessen erdrosselten Theodor und Niklas die Wachen, die ih-

nen nahe waren. Allein sie konnten nicht verhindern, dass einer der Räuber ein mörderisches Geschrei ausstieß, das man weit genug hören konnte. Vier Pistolenschüsse (nach Order der Schildwache) vonseiten der vier auf dieser Seite noch übrigen Posten gaben den Verschworenen das Zeichen, dass ihre Absicht verraten sei. Diese rotteten sich gleich zusammen, und marschierten, den bloßen Säbel zur Seite, in jeder Hand eine Pistole haltend, den großen Gang vom Eingang an hinauf. Indessen hatten die vier Räuber ihre Posten verlassen, hatten sich in einiger Entfernung vereinigt und gingen Theodor und seinen Gefährten im schnellen Schritt entgegen.

»Was gibt's Neues?«, schrien sie schon von Weitem.

»Nichts«, erwiderte Niklas. »Es ist der alberne Croco, der eingeschlafen war. Theodor ging spazieren und hat ihn etwas hart gestoßen. Da hat er geglaubt, man wolle ihn erdrosseln und jenen Lärm gemacht, den ihr gehört habt. Wir befanden uns in der Nähe und liefen hinzu, um zu sehen, was da vorging, und wir haben den Schreier so ausgeschimpft, dass ihm die Luft für die Folge vergehen wird, ich stehe dafür. Hier, meine Freunde«, setzte er hinzu, indem er ein Fläschchen aus seiner Tasche zog, »einen kleinen Trank, bevor wir uns trennen, und dann ein jeder schnell auf seinen Posten.«

Während die Räuber ohne alles Misstrauen tranken, hatten Theodor, Wilhelm und Fidesco sie umgeben, und drei von ihnen mit der linken Hand beim Kragen fassend, zeigten sie ihnen mit der Rechten die Spitze ihres Säbels.

»Ergebt Euch!«, riefen sie ihnen zu, »oder ihr seid des Todes.«

Niklas hatte seine Flasche von sich geworfen und zeigte

dem Vierten seine zwei Pistolen.

»Ha! Betrüger!«, rief dieser und feuerte eine Pistole auf Niklas ab, dessen Kugel ihm ein Ohr abstreifte.

Niklas machte nun nicht viele Umstände weiter, drückte eine Pistole auf den Mann ab und streckte ihn zu Boden. Die andern drei legten die Waffen nieder. Sie wurden gefesselt und den Kerker geworfen, wohin der Hauptmann sonst alle die bringen ließ, die wider der Disziplin handelten.

In diesem Augenblick war es einem der Räuber gelungen, der Niederlage seiner Kameraden zu entweichen. Er schlüpfte durch die Falltür, warf die alte Barbe um, und lief wie ein Rasender in den Speisesaal mit den Worten Zu den Waffen! Wir sind betrogen worden.« Die Freunde kamen ihm zuvor, fassten ihn ohne Mühe und sandten ihn den drei anderen Gefangenen zur Gesellschaft. Es erschienen die ersten fünfzehn Esterhazyschen Grenadiere. »Ehre dem Mute!«, rief ihnen Niklas entgegen, um jedem unglücklichen Missverständnis zuvorzukommen. Keiner von ihnen hatte die leichteste Wunde bekommen, und sie waren im Begriff, den Räuber zu verfolgen, der ihnen entwischt war. Man war also von der Seite des Schlosses in Sicherheit. Die Falltür wurde verschlossen. Den Frauen rief man durch die Tür zu, dass sie ruhig sein könnten, da bisher alles glücklich verlaufen sei. Niklas wollte seine Mutter mit in das Zimmer gehen lassen. Allein sie weigerte sich und wollte lieber an den Gefahren der Befreiung teilnehmen. Man nahm den Weg zu der Grotte. Vorher aber wurden die vier Gefangenen gezwungen, ihre Kleidung auszuziehen, welche vier der Grenadiere anzogen. Man versuchte alle Blutspuren zu verwischen, welche denen, die man noch erwar-

tete, hätten Verdacht einflößen können. Man nahm die Balken weg, welche den Eingang verriegelt hielten. Die vier verkleideten Soldaten wurden auf die vier ersten Posten der Höhle in der Nähe der Tür gestellt, und mit Ausnahme von Niklas, welcher dablief, um die Tür zu öffnen, hatten sich alle in nahe Schlupfwinkel versteckt und konnten beim geringsten Geräusch bei der Hand sein.

Kaum waren alle diese Vorkehrungen getroffen worden, als der Leutnant Rotbart das bekannte Signal gab. »Ho, ho! Meine Herren«, sagte Niklas, »seid Ihr so früh schon wieder da und habt nichts ausgerichtet, wie es mir scheint?«

»Ja, bei meiner Treue! Sehr wenig. Wir haben einen armen Teufel umgebracht, der bloß zwei Gulden in seiner Tasche hatte.«

»Ehre dem Mute!«, rief Niklas, als der letzte Räuber hereingegangen war und er die Tür wieder verschlossen hatte. Bei diesen Worten nahmen die vier verkleideten Posten mit ihm an der Tür Platz, und wiesen den Räubern die Öffnungen ihrer Pistolen; die fünfzehn anderen traten auf einmal aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und die Angekommenen sahen sich von allen Seiten umringt. Rotbart verteidigte sich wie ein Löwe. Seine Leute, durch sein Beispiel ermuntert, taten ein Gleiches. Allein da man ihn bald durch eine Kugel zu Boden gestreckt sah und noch andere ebenfalls stürzten, so ergaben sich die übrigen. Man band sie mit Stricken, die man in Bereitschaft gehalten hatte, zog ihnen die Kleider aus und warf sie in den Kerker. Vier Mann, die tot waren, wurden in die nahe Zisterne geworfen, und der Leutnant, dem bloß die rechte Schulter zerschmettert war, wurde wie die anderen gefesselt und in den Kerker gesperrt. Während Theodor und seine Kameraden beschäf-

tigt waren, die Spuren der eben stattgefundenen Metzereien möglichst zu verwischen, warfen die elf übrigen Grenadiere die Kleidung der Gefangenen um. Zwei dieser braven Soldaten waren leicht verwundet. Allein deshalb wollten sie sich nicht zurückziehen und verkleideten sich wie die anderen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam Fidelio mit neun Mann zurück, der, wie er sagte, keine Gelegenheit gefunden hatte, sich auszuzeichnen.

»Es riecht nach Pulver?«, setzte er hinzu.

»Ja!«, antwortete Niklas, »Philipp schoss unbesonnenerweise eine Pistole ab, als er ankam. Rotbart hat ihn dafür in Arrest bringen lassen.«

Man ließ den Unterleutnant mit seiner Truppe einmarschieren und umringte sie so unmerklich, dass sie nicht einmal auf den Gedanken kommen konnten, sich zu verteidigen. Man entwaffnete sie, warf sie gebunden in den Kerker und vertraute ihre Bewachung Wilhelm und Fidesco an, die man mit Flinten bewaffnete. Den Gefangenen aber erklärte man, dass sie bei der geringsten Bewegung niedergeschossen werden würden.

»So wäre ja unser Geschäft ziemlich beendet«, sagte der Sergeant, der die Grenadiere befehligte.

»Noch nicht, meine Herren!«, antwortete Niklas, »ihr habt Sassafras noch nicht, der soviel gilt, wie die ganze Bande, und der uns vielleicht mehr zu schaffen machen wird, als diese.«

»Aber die sechzig Mann, welche ihn an der anderen Waldseite erwarten, haben doch auch gesunde Fäuste.«

»Ei! Der Hauptmann ebenso wohl. Lasst uns ihn wenigstens mit aller möglichen Vorsicht erwarten. Ich bedauere nur, dass ich ihm riet, seine Truppe zu Pferde auszuführen.

Allein ich kannte nur dies einzige Mittel, wodurch ich ihn abhalten konnte, Theodor mit sich zu nehmen. Dieser Umstand kann ihm einen großen Vorteil über uns geben, wenn wir ihn, wie die anderen bei seiner Rückkehr angreifen würden. Ich bin der Meinung, dass man ihm die Pferde erst in den Stall bringen lässt. Auf jeden Fall gibt die bewusste Parole das Zeichen zum Angriff.

Die dreizehn Mann Reserve stellten sich in die Umgebung des Pferdestalles, und die Barbel, so gut wie sie sich als Räuber verkleidet hatte, ließ sich nicht abhalten, ihnen Gesellschaft zu leisten. Der Tag fing schon zu grauen an, als sich von außen Pferdegetrappel hören ließ. Niklas öffnete wie gewöhnlich, und 26 Mann ritten ein.

»Wo ist denn der Hauptmann?«, fragte er die Ersten, die einritten.

»Draußen, um unseren Rückzug zu decken.«

Als die ganze Compagnie eingeritten war, tauchte Sassafras auf. Er schien sehr finster und fragte, ob alle zurück wären.

»Rotbart und seine Truppe ist noch nicht da«, sagte Niklas.

»Gut!« Er führte seine Leute zum Pferdestall, und während dieser Zeit verließen auch die übrigen vier Wachen ihre Posten, folgten unbemerkt, und versteckten sich da, wo der Hauptmann vom Pferd zu steigen pflegte. Während man beschäftigt war, die Pferde an die Raufe zu binden, ging Sassafras zuerst aus dem Pferdestall. Niklas trat ihm allein entgegen.

Der Hauptmann wandte sein Gesicht von ihm. »Mir ist«, sagte er, »als hätte ich Theodor als Wache an der Tür erblickt?«

»Ja, Hauptmann! Furet wurde krank, und Theodor bat mich darum, ihn diesen Posten besetzen zu lassen.«

»Da hast du nicht wohl daran getan«, entgegnete der Hauptmann trocken. »Sobald sich Verräter unter uns befinden, ist es nicht gut, einen solchen wichtigen Posten durch einen Neuling zu besetzen.«

»Verräter?«

»Ja! Der Bericht über die vornehme Kutsche war falsch. Statt ihrer haben wir eine zahlreiche Truppe im Hinterhalt gefunden. Länger als vier Stunden habe ich mich durchschlagen müssen, um mich an dem Ort zu vereinigen, den ich zum Zusammentreffen mit den Unseren bestimmt hatte, den ich aber glücklicherweise veränderte, als wir im Walde ankamen. Ohne diese Vorsicht würde ich wahrscheinlich auf einen zweiten Hinterhalt gestoßen sein.«

»Hauptmann, so bin ich falsch unterrichtet worden ... Hast du jemanden unter uns im Verdacht?«

»Ja, ich vermute den Betrüger.«

»So nenne ihn, Hauptmann.«

»Du scheinst es zu sein«, sagte Sassafras, »und mein Arm wird dir den Betrug bezahlen.«

Niklas hatte kaum Zeit, sich auf eine Verteidigung vorzubereiten und die Worte zu rufen: »Ehre dem Mute!«

Im Nu stürzten die Grenadiere in den Pferdestall, und da sie fast zu gleicher Zeit Feuer auf die Räuber gaben, so setzten sie diese außerstand, sich zu verteidigen, und bemächtigten sich der übrigen. Der Hauptmann machte Niklas viel zu schaffen, sie waren beide verzweifelt aneinander. Schon hatte dieser etliche schwere Wunden empfangen, da dachte Barbel an die Gefahr, in der sich ihr Sohn im Kampf mit einem so starken Mann befand, und es gelang ihr, den

Hauptmann durch einen Pistolenschuss tot zu Boden zu strecken. Diejenigen der Banditen, welche noch lebten, wurden wie ihre Kameraden gefesselt. Daraufhin ertönte das Siegesgeschrei von allen Seiten. Theodor war der Erste, der sich an der Tür zum Zimmer der Damen befand. Allein vergebens wiederholte er mehrere Male das Wort der Rettung, doch niemand öffnete. Man schlug die Tür ein, und nun fand man die junge Dame ohnmächtig, die alte Frau aber so in ihr Gebet vertieft, dass sie weder den Zustand ihrer Nichte, noch den schrecklichen Lärm vernommen hatte, der das Sprengen der Tür verursachte. Theodor teilte ihr die Niederlage der Räuber mit und war nun aufs Eifrigste damit beschäftigt, die Nichte ins Leben zurückzurufen. Mina kam allmählich aus ihrer Ohnmacht zurück. Ihr Herz wurde bei dem Anblick Theodors von einer entsetzlichen Unruhe erleichtert. Kaum konnte sie Theodors Versicherung Glauben schenken, dass sie nun befreit sein sollte. Theodor aber mahnte zur ungesäumten Flucht aus diesem Ort der Verbrechen und bot den beiden Damen die stille Hütte seiner Eltern als erste Unterkunft an, bis er für ihre Weiterbeförderung Sorge tragen könne.

Kapitel 7 **Die letzte Gefahr**

Schon hatten sie die Burgmauern verlassen, als ein entsetzlicher Donnerschlag die Eilenden in ihrer Hast hemmte. Der Boden bebte unter ihren Füßen, und bei ihrem Rückblick gewahrten sie eine schwarze ungeheure Rauchwolke und zerrissene Burgmauern. Den gefangenen Räubern ge-

lang es nämlich, ihre Wächter, Wilhelm und Fidesco, zu erwürgen, und waren im Begriff, sich durch die Reihen ihre Feinde durchzuschlagen. Ein erneuerter Kampf entspann sich. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete. Inzwischen raffte auch Rotbart seine letzten Kräfte zusammen, schleppte sich kriechend aus dem Kerker, warf Feuer in die Pulverkammer mit dem Ruf ›Tod und Hölle den Verrätern!‹ und hatte auf diese Art die Belagerer mit sich selbst in die Luft gesprengt. Nur einige wenige Reiter entgingen dieser schrecklichen Katastrophe und kamen mit Verwundungen davon. Unter den Toten war auch Niklas. Dessen Mutter Barbel wurde wie durch ein Wunder erhalten und hatte nur einige unbedeutende Verletzungen, ungeachtet sie über hundert Schritte hinweggeschleudert wurde. Wir wollen nun unsere Leser auf erfreulichere Begebenheiten hinführen. Theodors Rückkehr war für seine Eltern ein wahres Wunder, da sie ihn längst tot geglaubt hatten. Nach kurzem Hin- und Herreden eilte er zur Obrigkeit, um von dem Geschehenen Anzeige zu erstatten, und nachdem er zurückgekehrt, war sein eifrigstes Bemühen, Mina und die alte Tante an ihren Bestimmungsort zu befördern.

Mina war die Tochter eines Gutsbesitzers aus der Umgebung und hatte schon in der zartesten Jugend das Unglück, ihre Eltern durch den Tod zu verlieren. Ihre weitere Ausbildung erhielt sie in einem Institut, aus dem sie kurz zuvor in das elterliche Haus zurückgekehrt war, in welchem ihre Tante, eine Schwester ihres verstorbenen Vaters, das Hauswesen führte. Wie die Leser bereits erfahren haben, hatten die beiden Frauenzimmer eine Wallfahrt unternommen, wobei sie unglücklicherweise in die Hände der Räuber fielen. Es ist sich nicht zu wundern, dass bei dem zarten ge-

fühlvollen Charakter, welchen Mina besaß, sie durch dieses traurige Ereignis beinahe in Verzweiflung geriet. Nur die Anteilnahme Theodors, der sie in ihrem Jammer aufrecht erhielt, und möglichst baldige Befreiung versprach, gewährte ihr einigen Trost, und es war deshalb eine natürliche Folge, dass sie eine innige Zuneigung zu dem jungen Mann fasste und beschloss, falls ihre und ihrer Tante Erlösung aus den Händen der Räuber glücklich erfolgen würde, sie zum Lohn seiner Aufopferung Theodor mit ihrer Hand beglücken wolle, falls er um dieselbe sich bewerben würde, wozu auch bereits die Tante ihre Einwilligung gegeben hatte.

Wie wir gesehen haben, war das Unternehmen von einem günstigen Erfolg begleitet. Theodor war nun der Held des Tages geworden. Aller Orten zeichnete man ihn aus und rühmte seinen Mut und seine Tapferkeit. Bescheiden wies er das ihm gespendete Lob von sich und bedauerte aufrichtig, dass sein treuer Gefährte Niklas, dessen Scharfsinn die Niederlage der Räuberbande hauptsächlich zuzuschreiben war, bei der Ausführung getötet wurde.

Nachdem alles geordnet war und Theodor inzwischen wiederholte Besuche bei Mina und deren Tante abgestattet hatte, kam es denn auch zwischen den Liebenden zum gegenseitigen Geständnis und ihre nach einigen Monaten erfolgte Vereinigung setzte ihrem Glück die Krone auf. Der junge Ehemann sagte, nachdem er die glücklichsten Tage an der Seite seiner herzensguten, teilnahmevollen Mina verlebt hatte, oft zu seinen Bekannten und Freunden, wenn er ihnen seine Frau vorstellte: »Da seht, was man gewinnen kann, wenn man nicht an Geister glaubt!«